

CAREN BENEDIKT

*Die Rache
der
Duftnäherin*

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2015
Copyright © 2015 by Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Redaktion: Dr. Heike Fischer
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung:
© Detroit Institute of Arts, USA / Bridgeman Images;
© De Agostini / A. Dagli Orti;
© Philip Mould Ltd, London / Bridgeman Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51501-3

2 4 5 3 1

Ich widme dieses Buch meinen Leserinnen und Lesern.

*So viele wollten unbedingt wissen,
wie es mit meiner Anna weitergeht.*

*All denen wünsche ich ein besonderes Lesevergnügen,
verbunden mit meinem herzlichen Dank für ihre Treue.*

»So konnte, wer – zumal am Morgen – durch die Stadt
gegangen wäre, unzählige Leichen liegen sehen.
Dann ließen sie Bahren kommen oder legten,
wenn es an diesen fehlte, ihre Toten auf ein bloßes Brett.
Auch geschah es, dass auf einer Bahre zwei oder drei
davongetragen wurden, und nicht ein Mal,
sondern viele Male hätte man zählen können,
wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau
oder zweier und dreier Brüder und des Vaters
und seines Kindes trug.«

Giovanni Boccaccio, *Il Decamerone*

Das große Sterben breitete sich über die Handelswege zu Wasser an der gesamten Mittelmeerküste aus. Im Jahre des Herrn 1347 erreichte es Konstantinopel und Sizilien, und von dort über die Landwege ganz Europa. Ob es die Ratten oder die Menschen gebracht hatten, wusste am Ende niemand mehr zu sagen. Der Schwarze Tod kannte weder Stand noch Religion. Er machte keine Unterschiede. Einem blind wütenden Monster gleich drang er in die Häuser der Menschen ein, riss ihre Seelen an sich und zeichnete die Nachricht ihres baldigen Todes mit schwarzen Flecken auf ihre ausgezehrteten Körper. Kaum eine Familie wurde von ihm verschont. Als die Pestilenz endlich nachließ, waren manche Landstriche entvölkert und in den großen Städten gar bis zu zwei Dritteln der Einwohner tot. Kinder waren zu Waisen geworden, Frauen zu Witwen und Männer verscharften ihre Lieben mit bloßen Händen in der Erde. Der Schock über die hohen Verluste an Menschenleben lähmte die, die dem Tod entkommen waren. Soziale Strukturen zerbrachen. Viele bedeutende Bürger waren verstorben und ließen ihre Angehörigen ebenso schutzlos zurück wie ihre Ämter. Nicht zu schließende Lücken klafften auf.

Die gesellschaftliche Ordnung und das öffentliche Leben mussten wiederhergestellt, Aufgaben neu verteilt werden. Und so manche Fehlentscheidung, die aus der Not der Zeit heraus geboren wurde, sollten die Menschen noch Jahre später bereuen.

I. KAPITEL

Schweiß lief ihm über das Gesicht. Das Rauschen in seinen Ohren übertönte das heftige Pochen seines Herzens. Er rannte, so schnell er konnte, blickte sich gehetzt um, stolperte und konnte im letzten Moment verhindern, dass er stürzte. Nur noch um diese Ecke, dann könnte er sich im Haus in Sicherheit bringen. Sein Verfolger war ihm dicht auf den Fersen. Schon glaubte er, dessen Atem in seinem Nacken zu spüren. Eine Hand griff nach ihm, ließ ihn erneut straucheln und diesmal tatsächlich zu Boden stürzen.

Schon war sein Verfolger über ihm und trat ihm mit dem Fuß in die Seite. Obwohl er kaum noch Luft bekam, wehrte er sich verzweifelt gegen die auf ihn niederprasselnden Schläge.

»Gib es her!«

»Nein!«

»Gib es her, oder ich hau dich tot!«

»Nein!« Mit aller Kraft hielt er das Holzstück in seinen Händen und presste es an seinen Körper.

»Es gehört mir!«

Aus den Augen seines Bruders schienen Funken zu sprühen. Der ließ sich auf die Knie fallen und schlug wieder und wieder auf ihn ein.

»Na, na. Auseinander, ihr zwei!«

Robert wurde an seiner Jacke in die Höhe gezerrt.

»Wirst du wohl aufhören?« Der Mann hielt ihn fest und griff dann nach Rafaels Arm, um auch ihn in den Stand zu befördern. »Und jetzt vertragt ihr beide euch wieder!«

»Er hat angefangen!«, beschwerte sich Rafael und zeigte mit dem Finger auf seinen Zwillingsbruder. In der anderen Hand hielt er noch immer die hölzerne Figur fest umklammert.

»Er hat mir meinen Roland gestohlen!« Robert schnaubte vor Wut.

»Trotzdem darfst du mich nicht hauen.«

»Das wirst du schon sehen.«

Mit erhobenen Fäusten ging Robert erneut auf seinen Bruder los.

»Jetzt ist aber Schluss! Ihr seid doch die von Goossen'schen Enkel, nicht?«

Robert ließ die Hände sinken und nickte schuldbewusst mit dem Kopf.

»Dachte ich mir doch, dass ich euch schon einmal gesehen habe.« Er packte jeden mit einer Hand im Nacken und schob sie vor sich her. »Dann werde ich euch jetzt nach Hause bringen. Eure Mutter wird gewiss nicht erfreut sein, zwei solche Lausejungen abgeliefert zu bekommen.«

»Wir finden den Weg schon.« Rafael versuchte, sich aus dem Griff des Hünen zu befreien.

»Das kann ich mir vorstellen. Und dabei werdet ihr euch gleich wieder rangeln.«

Unbeirrt brachte er die Zwillingsbrüder bis vor das prächtige Stadthaus der Familie von Goossen, ging die Stufen zur Eingangstür hinauf, ließ die Jungen los und klopfte. Ein Wachmann öffnete die Tür. Ein paar Schritte hinter ihm tauchte auch schon ein Knecht auf.

»Ich hab hier was, das Euch gehört. Sie haben sich auf der Straße geprügelt wie Lumpenburschen. Ihre Eltern sollten ihnen einmal gehörig den Hintern versohlen und Manieren beibringen, wenn Ihr mich fragt.«

Der Wachmann bedeutete Rafael und Robert mit einer Geste, ins Haus zu gehen.

»Habt Dank, dass Ihr sie heimgebracht habt.«

»Schon recht.« Der Mann stieg die Stufen wieder hinab und ging davon. Krachend wurde die Tür hinter ihm geschlossen.

»Geht euch waschen, bevor eure Mutter euch so sieht. Los doch!«

Kaum hatte Rudolf die Worte ausgesprochen, trat auch schon Anna, die Enkelin des Alten von Goossen aus der Stube in den Flur.

»Was um Himmels willen ist denn mit euch geschehen?« Sie eilte ihren Söhnen entgegen und beugte sich zu ihnen hinab. »Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

Wütend hob sie den zerrissenen Ärmel Rafaels in die Höhe. Sein Arm schnellte nach oben.

»Das war Robert!«

Annas Blick wanderte zu ihrem zweiten Sohn. »Stimmt das?«

»Ja.« Es klang kleinlaut.

Rafael lächelte triumphierend.

»Und erklärst du mir bitte auch mal, warum du das gemacht hast?«

»Er hat mir meinen Roland gestohlen.«

»Deinen was?«

Robert griff nach der Hand seines Bruders, die noch immer die kleine Holzstatue umklammerte. Trotzig wehrte dieser sich, bis seine Mutter einschritt und ihm die Figur abnahm.

»Wo habt ihr die her?«

»Wir waren bei Vater, er hat sie uns geschenkt.«

»Und er hat euch nur eine gegeben?«

»Nein! Wir haben beide eine bekommen, aber Rafael hat der seinen beim Spielen den Kopf abgeschlagen. Dann hat er mir meine abgenommen und gesagt, dass ich sie nicht wiederbekäme.«

»Weil ich keine kaputte haben will«, fügte Rafael erklärend hinzu.

»Und deshalb nimmst du deinem Bruder die seine ab?«

»Ja!« Der Junge schien sich keiner Schuld bewusst zu sein.

»Rafael!« Seine Mutter stemmte die Hände in die Hüften.

»Die Figur gehört deinem Bruder. Du kannst deinen Vater fragen, ob er dir eine neue macht. Doch du musst ein für alle Mal lernen, dass du nicht das Recht hast, dir von anderen einfach zu nehmen, was du haben willst.«

Sie reichte Robert das hölzerne Spielzeug.

»Danke.«

»Du hast Robert lieber als mich.« Rafael verschränkte die Arme vor der Brust.

»So etwas, junger Mann«, sie fuchtelte mit dem Finger vor seinem Gesicht, »möchte ich nicht noch einmal hören. Du musst lernen, das Eigentum anderer zu respektieren.«

»Mein Patenonkel ist der Bürgermeister dieser Stadt.« Der Achtjährige hob trotzig das Kinn.

»Ja, allerdings. Und wenn ich ihm davon erzähle, wie du dich verhältst, wird er gewiss alles andere als stolz auf dich sein.«

Rafael wollte etwas erwidern, suchte nach Worten. Schließlich konnte er die Tränen nicht länger zurückhalten und stürmte die Stufen zum Obergeschoss hinauf.

»Ich war noch nicht fertig, die Sache wird noch ein Nachspiel haben!«, rief ihm Anna hinterher, hörte aber nur noch, wie die Tür seines Zimmers krachend hinter ihm ins Schloss fiel.

»Es tut mir leid, Mutter.«

Anna ging in die Hocke und fasste Robert bei den Schultern.

»Du musst besonnener sein. Warum bist du nicht nach Hause gekommen und hast die Sache hier geklärt, anstatt dich mit ihm zu prügeln?«

»Aber er ist so ein ...« Er brach ab und ballte die Hände zu Fäusten.

»Schtsch. Ich will so etwas nicht hören. Ihr seid Brüder und müsst füreinander einstehen.«

»Sosehr ich mir auch wünsche, es wäre anders, kann ich ihn doch nicht ausstehen.«

»Geh dich jetzt waschen. Wir reden später mit deinem Vater über das Ganze.«

Robert nickte und schlug mit hängenden Schultern folgsam den Weg in Richtung Badehaus ein.

»Haben sie sich schon wieder gestritten?« Vorsichtig lugte die sechsjährige Sophie aus der offen stehenden Tür des Tuschzimmers.

Anna nickte, ging zu ihrer Tochter hinüber und schob sie zärtlich zurück in den Raum. »Komm, lass uns das Gewand fertigschneidern.« Sie ließ einen tiefen Seufzer vernehmen. Wenn sich doch ihre Zwillinge nur einmal einen einzigen Tag lang nicht streiten würden.

»Sie bringen mich noch um den Verstand.« Erschöpft und zärtlich zugleich schlang Anna die Arme um den Hals ihres Mannes, der ihre Geste erwiderte und sie an sich drückte.

»Hätte ich gewusst, was ich damit auslöse, wäre ich gewiss nicht auf den Gedanken gekommen, die Figuren zu fertigen.« Gawin schüttelte den Kopf. »Ich mache Rafael eine neue. Dann kehrt wieder Ruhe ein.«

»Aber das löst doch das eigentliche Problem nicht. Sie sind wie Feuer und Wasser.«

»Es sind Jungen, und sie sind acht Jahre alt. Du musst Geduld mit ihnen haben.«

Anna machte sich aus seiner Umarmung frei. »Das ist es nicht, Gawin. Rafael misst stets mit zweierlei Maß und hat keine Achtung vor anderen. Er glaubt, nur weil wir in der Stadt ein gewisses Ansehen genießen, könne er sich alles erlauben. Er nimmt sich einfach, was er will.«

»Dass er sich zu viel herausnimmt, habe ich auch schon bemerkt«, stimmte ihr Mann zu. »Neulich, in der Werkstatt, hat er Andres Anweisungen erteilen wollen.«

»Ein Achtjähriger, der einem Zimmermannsgesellen Befehle gibt?« Anna lachte bitter auf. »Und, wie hat Andres darauf reagiert?«

Gawin seufzte. »Gar nicht. Er hat im Moment andere Sorgen.«

Anna zog ihren Mann zum Bett hinüber und drückte ihn sanft auf die Lagerstatt hinab. »Was ist geschehen? Stimmt etwas nicht mit Judith oder den Kindern? Sind sie krank?«

»Das ist es nicht.« Gawin ließ die Schultern sinken. »Andres hat Angst, nach Hoya zurückzumüssen.«

»Weshalb?«

»Der Druck scheint größer zu werden.« Gawin fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er wirkte müde und erschöpft, sein sonst so heiteres und stets zuversichtliches Naturell war in den vergangenen Monaten immer öfter von düsteren Gedanken und ernsthaften Sorgen getrübt worden.

Seit nunmehr sieben Jahren lagen die Stadt Bremen und die beiden Grafen Gerhard III. und Johann II. von Hoya schon miteinander im Streit. Nachdem die Pest im Jahre 1350 beide Orte mit ihrer alles vernichtenden Macht erreicht hatte, wa-

ren die menschlichen Verluste auf beiden Seiten enorm angestiegen. Die Bevölkerung Bremens, die vor dem Ausbruch der Seuche etwa an die fünfzehntausend Köpfe zählte, war halbiert. Und die Anzahl der Todesfälle rund um Hoya fiel nicht geringer aus. Viele der dort lebenden Leibeigenen gingen fort, um in Bremen und anderen Städten ihr Glück zu suchen. Und sie wurden belohnt. Bremen nahm sie mit offenen Armen auf, verlieh ihnen gar das Bürgerrecht. Als Neubürger lehnten sie es nunmehr unter Berufung auf die Stadt Bremen und das erhaltene Bürgerrecht strikt ab, als Unfreie wieder in die frühere Abhängigkeit nach Hoya zurückzukehren, um dort die Felder zu bewirtschaften. Selbst ein vor zwei Jahren übermitteltes, offizielles Auslieferungsbegehren der Grafen von Hoya hatte der Bremer Rat zurückgewiesen.

Als weiterer Streitpunkt zwischen Hoya und Bremen kam noch die bereits seit Jahren bestehende Feindschaft zwischen dem Bremer Erzbischof Moritz von Oldenburg und Gottfried von Arnsberg hinzu, der sich seinerzeit bei der Bischofswahl nicht gegen den Oldenburger hatte durchsetzen können und deshalb nun als Verbündeter der Grafschaft Hoya auftrat, was der Fehde weiteren Nährboden gab. Die Angelegenheit war verfahren. Von keiner der beiden Seiten war ein Einlenken zu erwarten.

Im vergangenen Monat, dem 20. Juni des Jahres 1358, waren zudem einhundertfünfzig Bremer Bürger während eines Gefechts an der Aller, einem Fluss zwischen den Gebieten der beiden streitenden Parteien, in die Gefangenschaft Hoyas geraten. Besonders beklagenswert war dabei für Bremen der Umstand, dass sich auch acht von insgesamt zwölf Ratsherren unter den Gefangenen befanden. Die Verhandlungen über eine Auslöse der Bürger dauerten noch an. Siegbert von Goossen, Annas Großvater, führte als einer der wenigen ver-

bliebenen Ratsherren die Verhandlungen mit den verhassten Gegnern. Eine Einigung war auch hierin zum jetzigen Zeitpunkt nicht in Sicht. Dabei hatte der andauernde Krieg nicht nur die Körper und Geister beider Seiten erschöpft, sondern vor allem in Bremen ein tiefes Loch in die städtischen Kassen gerissen. Es galt also, so schnell wie möglich eine Lösung zu finden. Die Befürchtung des in Gawins Diensten stehenden Zimmermannsgesellen Andres, womöglich mit einer Zwangsauslieferung an seinen früheren Herrn rechnen zu müssen, war also keinesfalls unbegründet.

»Hast du schon etwas von Siegbert gehört?«

Anna verneinte. »Noch nicht. Aber er wird eine Lösung finden, glaub mir.« Sie lehnte ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes.

»Das muss er auch. Wenn nicht bald eine Klärung erfolgt, weiß ich nicht, was geschieht.«

»Mit Andres?«

Gawin schüttelte den Kopf. »Es betrifft ja nicht nur Andres, sondern mal hier einen Gerber, mal da einen Gemüsehändler, dort wieder einen Knochenhauer oder Schmied. Bremen würde zusammenbrechen, würden die Menschen gezwungen werden, in die Leibeigenschaft zurückzukehren und als Bauern die Felder zu bestellen. Ganz abgesehen von dem Leid, das ihren Familien dadurch widerfahren würde.«

»Gibt es denn gar nichts, was wir für sie tun können?«

Gawin erhob sich. »Nichts, außer zu beten, dass Siegbert und Bürgermeister Doneldey den Hoyaer Grafen ein Entgegenkommen abringen und sich nicht darauf einlassen, die Menschen wie Schlachtvieh wieder ihren Lehnsherren zuzuführen.«

Er stand auf, küsste seine Frau auf die Stirn und verließ das Zimmer in Richtung der hauseigenen Badkammer.

Als er den Flur durchquerte, öffnete der Wachmann gerade die Haustür, an die fordernd geklopft wurde, und Annas Großvater, Siegbert von Goossen, betrat erschöpft sein Haus. Sofort hellte sich Gawins Miene auf.

»Siegbert!« Mit ausgestreckten Armen ging er auf den Ratsmann zu. »Was für eine Freude, dich wohlbehalten wieder hier zu haben.«

»Mein Lieber.« Von Goossen umarmte den Mann seiner Enkelin herzlich. »Ich werde langsam zu alt für so was. Du glaubst gar nicht, wie schön es ist, wieder zu Hause zu sein.«

»Mein Herr!« Durch die Geräusche aus dem Eingangsbereich informiert, trat die Haushälterin aus der Küche. »Ihr seid zurück. Gott sei es gelobt.«

»Ach, meine Gertrud. Wie sehr habe ich deine Speisen doch vermisst. Du musst wissen, die Hoyaer haben nicht nur keine Manieren, sie können auch nicht kochen.«

»Ihr habt noch Zeit, Euch bis zum Abendessen zu erfrischen. Ich werde Lisbeth Bescheid geben, Euch eine Wasserschale in Euer Zimmer zu bringen.« Sie rieb ein Tuch zwischen ihren Händen und verschwand geschäftig wieder in der Küche.

»Danke.«

»Anna!«, rief Gawin nach oben. »Komm herunter und sieh, wer heimgekehrt ist.«

Nur einen Wimpernschlag später erschien diese am oberen Treppenabsatz. »Großvater!« Sie hob die Röcke und rannte die Stufen hinab.

»Nicht so schnell, mein Kind. Du fällst sonst noch.« Siegbert öffnete die Arme und drückte seine Enkelin fest an seine Brust.

»Der Herr hat dich wohlbehalten zurückgebracht«, sagte Anna erleichtert und umfasste sein Gesicht mit beiden Händen.

»Ich bin froh, wieder daheim zu sein.« Siegbert küsste seine Enkelin auf die Wange.

»Ich war eben auf dem Weg in die Badekammer. Wenn du aber dorthin möchtest«, bot Gawin an. »Dein Tag war gewiss härter und anstrengender als der meine.«

»Geh du nur. Ich werde mich vor dem Essen mit der Waschschale begnügen und mir dann später, bevor ich ins Bett gehe, noch ein langes, warmes Bad gönnen. Jetzt würde ich eh nur einschlafen, sobald ich aus dem Zuber steige.«

»Dann sehen wir uns beim Essen. Und Siegbert ...«

»Ja?«

»Schön, dass du gesund und munter wieder heimgekehrt bist.«

Der Ältere lächelte zufrieden, klopfte Gawin auf die Schulter und ging schleppend die Stufen zu seiner Kammer hinauf.

Sie saßen zu dritt am Esstisch in der Wohnstube. Anders als gewöhnlich, hatte Anna ihren Kindern in der Küche das Abendessen gegeben und sie danach zeitig ins Bett geschickt. In aller Ruhe wollte sie den Abend mit Siegbert und ihrem Ehemann verbringen, um zu hören, was bei den Verhandlungen mit den Gegnern aus Hoya herausgekommen war.

»Die Grafen verlangen wie viel?« Annas Stimme klang ungläubig. »Diese Summe gibt es in ganz Bremen nicht.«

»Ich weiß. Das ist es ja, was mir solche Sorgen bereitet.« Siegbert nahm einen tiefen Schluck aus seinem Weinbecher.

»Sie wollen Bremen ruinieren, das ist offensichtlich.«

»Und was ist, wenn wir nicht darauf eingehen?«

»Dann bleiben sämtliche Gefangenen in ihrer Gewalt. Zumindest so lange«, fügte Siegbert bitter hinzu, »wie sie am Leben gelassen werden.«

»Sie haben wirklich gedroht, sie hinzurichten?«

Ihr Großvater nahm noch einen Hieb und stellte den Krug geräuschvoll auf dem Holztisch ab. »Nein, von Hinrichten war keine Rede. So einfältig sind sie nicht, die Herren Grafen.« Die letzten drei Worte stieß er verächtlich zwischen den Zähnen hervor. »Aber sie haben uns zu verstehen gegeben, dass sie der andauernde Krieg einen Großteil ihrer finanziellen Mittel gekostet hat und sie deshalb gerade noch ihre eigenen Leute durchfüttern können. Für die gefangenen Bremer bliebe nichts übrig.«

»Sie wollen sie also elendig verhungern lassen.« Gawin schüttelte fassungslos den Kopf.

»So sieht's aus. Sie haben uns eine Frist von drei Tagen gesetzt, während der unsere Männer noch versorgt werden. Erhalten die Grafen am vierten Tage keine Nachricht von uns, überlassen sie die Gefangenen in irgendeinem Kerker ihrem Schicksal. Die gesamte Rückreise über habe ich mich mit dem Bürgermeister darüber beraten, was wir nun tun sollen.«

»Und, was werdet ihr tun?«

»Heinrich hat für morgen eine Ratssitzung einberufen. Eine Ratssitzung!«, wiederholte Siegbert spöttisch seine letzten Worte. »Als ob es eine solche noch gäbe, mit gerade noch einmal vier verbliebenen Räten, die eine Stadt wie Bremen vor dem Untergang bewahren sollen.« Mit einer raschen Bewegung stopfte er sich ein großes Stück Fleisch in den Mund.

»Was wirst du deinen Ratskollegen anraten?«, fragte Anna zögerlich, als hätte sie Angst vor der Antwort. Viele der Gefangenen waren ihr gut bekannt. Die Vorstellung, dass deren Leben auf dem Spiel stand, ließ sie frösteln.

»Wir haben gar keine andere Wahl, als die Forderungen der Grafen zu erfüllen. Auch wenn wir kaum die Mittel haben, das Geld aufzutreiben.« Siegbert seufzte, während Anna erleichtert aufatmete.

»Bremen ist eine große Handelsstadt«, meinte sie. »Wir werden das Geld wieder hereinverdienen, wenn nur dieser elende Streit erst einmal beigelegt ist.«

»Ich widerspreche dir nur ungern. Zumal ich mir nichts anderes wünsche, als dass du recht behältst. Doch Bremens Blütezeit ist vorüber. Der Handel läuft schlecht. Und dein Mann wird dir bestätigen, dass selbst ein guter Zimmermann immer weniger Arbeit hat.«

»Arbeit wäre schon da«, schränkte Gawin ein. »Nur kann sie kaum noch einer bezahlen.«

»So oder so, die Geschäfte werden nicht unmittelbar besser. Wir werden den Schoss erhöhen müssen.«

»Ich glaube, die Bürger werden die erhöhten Steuern gern bezahlen, wenn es darum geht, Bremer vor dem sicheren Untergang zu bewahren.« Anna bemühte sich um Zuversicht.

»Im Moment, ja. Aber schon bald wird das vergessen sein, die zusätzlichen Abgaben aber bleiben. Das wird für erneute Unruhe sorgen.« Siegbert schob seine leere Schale von sich. »Bitte entschuldigt mich jetzt. Die letzten Tage waren lang und anstrengend.« Er stand auf.

»Gute Nacht, Großvater. Erhole dich und schlaf gut. Und glaub mir, es wird sich schon alles richten.« Anna griff nach seiner Hand und drückte sie liebevoll.

»Was bin ich doch für ein glücklicher Mann, dass ich euch zwei und die Kinder habe.«

Mit schweren Schritten verließ er den Raum.

»Er ist alt geworden«, stellte Gawin mit Sorge in der Stimme fest, sobald Siegbert außer Hörweite war. »Die Sache setzt ihm weit mehr zu, als gut für ihn ist.«

Anna nickte. »Ich weiß. Deshalb muss auch endlich Schluss sein mit diesem unnötigen Krieg, der auf beiden Seiten nur Verlierer zurücklässt.« Sie erhob sich von ihrem Stuhl und

setzte sich auf seinen Schoß. »Doch lass uns jetzt nicht länger davon sprechen. Es gibt mehr als nur Handel, Handwerk und Geld.« Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küsste ihn auf den Mund. »Wir sollten in unsere Kammer gehen und vergessen, was dort draußen tobt.« Ein verführerisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sofort spürte Gawin, wie sein Glied steif wurde. Ohne ein Wort bedeutete er seiner Frau aufzustehen, erhob sich dann selbst und trug sie die Stufen hinauf zu ihrer Schlafkammer. Sanft setzte er sie, dort angekommen, auf dem Bett ab. Die Sonne war längst untergegangen, nur wenig Licht drang noch in ihre Kammer. Voller Vorfreude ließ er sich neben ihr nieder, entkleidete sie und begann, ihren Körper mit Küssen zu bedecken.

2. KAPITEL

Margrite wischte sich rasch ihre vom Seifensieden rot und fleckig gewordenen Hände trocken, als es an der Tür des kleinen Fischerhauses klopfte. Schon seit Jahren lebte sie allein und hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, bis in den späten Abend hinein ihrer Arbeit nachzugehen, um sich von den wehmütigen Gedanken an schönere, längst vergangene Tage abzulenken. Sie griff nach der Talgleuchte und ging in die Diele. Noch ehe sie den Eingang erreichte, wurde erneut heftig gegen die Tür getrommelt.

»Ich komm ja schon, verdammt noch mal.« Sie schlurft weiter. »Wer ist da?«, rief sie barsch.

»Lena.«

Sofort öffnete Margrite und erschrak beim Anblick der jungen Frau, deren Gesicht tränenüberströmt war, die Augen verquollen, das Haar wirr und zerzaust. »Mein Gott, Kindchen, was ist denn geschehen? Komm erst einmal herein.«

Sie zog Lena an der Hand ins Haus.

»Lorenz ist verschwunden.«

»Was?«

»Er wollte Holz holen gehen und ist nicht mehr heimgekehrt.« Sie schluchzte heftig auf.

»Komm, setz dich an die Kochstelle und trink etwas. Und dann erzähl in aller Ruhe.«

Margrite zog ihren unverhofften Gast hinter sich her und drückte ihn auf einen der zwei Schemel. Rasch holte sie zwei Becher, die sie mit Würzwein füllte und stellte einen davon vor ihrer Besucherin ab.

»Hier. Und jetzt noch einmal ganz von vorne. Wo genau wollte Lorenz das Holz holen, und seit wann ist er fort?«

Lena griff nach dem Becher, stellte ihn jedoch, ohne zu trinken, wieder ab. »Seit heute Morgen. Er hätte schon vor Stunden wieder zurück sein müssen.«

Etwas gefasster berichtete Lena nun, dass ihr Mann sich in aller Frühe auf den Weg gemacht hatte, um im nahe gelegenen Wald Holz zu sammeln.

»Außerhalb der Stadtmauern? Obwohl ihr Neubürger seid und euch die Häscher der Hoyaer dort auflauern können, um euch dorthin zurückzuzerren? Das war nicht sehr klug von deinem Mann.« Margrite trank einen Schluck.

Lena schluchzte auf. »Aber was sollen wir denn tun? Die Menschen haben immer weniger Geld, sich Schuhe fertigen zu lassen. Wir hoffen auf den Winter, wo viele das wenige, was sie noch haben, für das Fußwerk ihrer Kinder ausgeben. Doch jetzt, mitten im Sommer, denkt niemand, der sie nicht dringend braucht, daran, sie in Auftrag zu geben.«

»Ich weiß ja, dass ihr keine andere Wahl habt, als die Stadt ab und an zu verlassen, wenn ihr Feuerholz braucht.« Margrite bedauerte, dass ihre Sorge wie ein Vorwurf auf Lena gewirkt haben musste. »Vielleicht steckt ja auch gar nichts weiter dahinter, und dein Lorenz wurde nur aufgehalten.«

Margrite sah aus dem Fenster. »Es ist bereits zu dunkel. Die Stadttore sind gewiss längst geschlossen. Selbst die Büttel werden sich wegen der unruhigen Zeiten zu dieser Stunde nicht mehr vor die Mauern wagen.«

»Aber was ist, wenn ihm etwas zugestoßen ist und er nun hilflos irgendwo am Boden liegt?«

Margrite tätschelte die Hand der Jüngeren. »Dein Lorenz ist ein kräftiger Kerl. Den bringt so leicht nichts um. Selbst wenn ihm etwas geschehen sein sollte, wird er klug genug sein, sich bis zum Morgengrauen im Wald zu verbergen und erst dann heimzukehren.«

»Und wenn nicht?«

»Dann werden wir Hilfe holen und morgen nach ihm suchen.«

»Glaubst du wirklich, die Büttel würden helfen, einen einfachen Schuhmacher zu suchen, der den Weg nach Hause nicht gefunden hat?«

»O ja, das würden sie.« Es klang entschieden. »Vergiss nicht, dass ihr Bürger der Stadt Bremen seid.«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Jüngeren. Als Lorenz und sie vor sieben Jahren in diese Stadt gekommen waren, hatte man sie mit offenen Armen empfangen. So gut wie alle ihre Freunde und Nachbarn hatten sie Hoya hinter sich gelassen und sich auf den Weg in eine unbekannte Zukunft gemacht. Doch die Aussicht auf ein besseres, freies Leben und die Gelegenheit, als Hoyaer Leibeigene in Bremen nach einem Jahr die Bürgerfreiheit zu erhalten und nicht mehr den größten Teil ihrer erwirtschafteten Einnahmen sofort wieder abführen zu müssen, waren stärker gewesen. Anfangs waren ihnen die Möglichkeiten, die sich ihnen boten, wie ein Traum vorgekommen. Früher, in Hoya, hatte Lorenz nur nebenher Schuhe hergestellt, sowohl für die eigenen Kinder als auch gelegentlich für einige Bekannte. Im Tausch dafür hatte er stets einen guten Schinken, einige Säcke Mehl oder Hühner bekommen. Nachdem jedoch die Pest sich über das Land hergemacht und so viele unschuldige Seelen dahingerafft hatte, reichten die Ernten nicht einmal mehr aus, die von den Grafen immer weiter angehobenen Abgabemengen einzubringen. Sogar das wenige, das Lorenz mit der Schusterei zusätzlich verdiente, mussten sie einsetzen, um ihre Schulden beim Meier begleichen zu können. So entschlossen sie sich zur Flucht und wagten den Weg nach Bremen. Seither war es ihnen von Jahr zu Jahr bessergegangen. Lorenz konnte als freier Bürger Schuhe fertigen. Zwar

wurden auch hier Steuern erhoben, doch in einem Maße, das noch von jedermann gut getragen werden konnte und ihm genug für ein auskömmliches Leben übrigließ. Dann aber hatten Gerhard III. und Johann II. von Hoya die Auslieferung der Neubürger vom Rat der Stadt Bremen gefordert, und die alte Angst, doch wieder zurückzumüssen, war wieder da. Lena und Lorenz hatte es mit Stolz erfüllt, dass Bürgermeister Heinrich Doneldey dieses Begehren rundweg abgelehnt hatte. Die Folgen dieser Weigerung hatten alle Bremer zu spüren bekommen, doch statt mit den Fingern auf sie zu zeigen, wie es Lena erwartet hatte, rückten sie noch enger zusammen und stellten sich hinter die zugezogenen Neubürger, um den Grafen von Hoya zu zeigen, dass diese wie sie selbst ein Teil dieser Stadt waren. Sie waren Bremer und wurden geschützt durch Bremer. Nur außerhalb der Stadtmauern lauerte Gefahr.

»Wo sind die Kinder?«, unterbrach Margrite ihre Gedanken.

»In ihren Betten. Ich wollte sie nicht beunruhigen und habe ihnen gesagt, dass ihr Vater bald kommen würde. Nachdem sie eingeschlafen waren, bin ich zu dir gekommen. Was soll ich jetzt nur tun?«

Margrite stand auf. »Du gehst zurück zu deinen Kindern und wachst über ihren Schlaf. Ich werde mich darum kümmern, dass sich gleich morgen in aller Frühe die Büttel auf die Suche begeben.« Sie schenkte der anderen ein aufmunterndes Lächeln. »Wirst schon sehen, Lena. Ehe du dich versiehst, sitzt dein Lorenz wieder bei dir am Tisch und schaufelt mit den Kindern den Morgenbrei in sich hinein.«

Lena schluchzte. »Ich bete darum, dass du recht hast.« Sie drückte sich kurz an die Ältere. An der Tür angekommen, drehte sie sich noch einmal um. »Und du glaubst wirklich, dass alles gut wird, ja?«

»Aber natürlich wird es das.« Margrite bemühte sich, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen, obwohl sie das Schlimmste befürchtete.

»Gib mir Bescheid, sowie du etwas hörst.« Lena trat hinaus, zog trotz der Wärme, die auch am Abend noch in den Gassen Bremens lag, ihren Umhang fester um sich und hastete mit eiligen Schritten das kurze Stück bis zu ihrem kleinen Schusterhaus zurück.

Margrite sah ihr noch nach, als sie schon außer Sichtweite war. Das ungute Gefühl war noch immer da, sogar stärker als zu Beginn von Lenas Besuch. Sie blickte ein letztes Mal die menschenleere Gasse hinauf und hinunter, als erwarte sie, Lorenz dort jeden Moment auftauchen zu sehen. Mit einem Seufzer schloss sie die Tür hinter sich. Sie wusste, wie es war, einen geliebten Menschen zu verlieren. Neun Jahre war es jetzt her, dass Anderlin, der Mann, mit dem sie zusammengelebt und den sie mehr als irgendjemand sonst auf dieser Welt geliebt hatte, sein Leben gegeben hatte, um das ihre und Annas zu retten. Bis zu seinem letzten Atemzug hatte er alles getan, um sie zu schützen und ihnen die Flucht zu ermöglichen. Kein einziger Tag war seither vergangen, an dem Margrite nicht an ihn gedacht hatte. Bis heute hatte sie es nicht wieder fertiggebracht, sich zu einem anderen zu legen. Und glaubte inzwischen auch nicht mehr, dass sie dies je wieder tun würde. Mit Anderlin war ein Teil von ihr gestorben, und das Glück, das sie damals empfunden hatte, würde sich wohl nie wieder über sie legen. Hoffentlich bliebe Lena diese Erfahrung erspart.

In der Nacht hatte Margrite kein Auge zugetan. Irgendwann in den frühen Morgenstunden, lange bevor die Dunkelheit an Kraft verlor, war sie aufgestanden und hatte mit dem Seifen-

sieden begonnen. Mit ihren Gedanken war sie bei Lena, die sicher ebenso keinen Schlaf finden und sich in Sorgen um ihren Ehemann von einer Seite auf die andere wälzen würde. Arme Lena! Margrite wusste, wie sehr sie ihren Lorenz liebte. Ein Herz und eine Seele waren die beiden, und sie mochte sich kaum ausmalen, was es für die Familie mit ihren drei Kindern bedeuten mochte, kehrte Lorenz womöglich nicht heim.

Sie nahm ein Stück fertige Seife und atmete tief den Lavenelduft ein, den diese verströmte. Ihre Atmung verlangsamte sich, die Schultern lockerten sich und eine große innere Ruhe überkam sie. Schon vor vielen Jahren hatte sie die wohltuende Wirkung der Düfte auf sich entdeckt, und es war vor allem dieser Duft – weit mehr als das gesamte Haus mit all seinen Möbelstücken darin –, der ihr das Gefühl von Heimat gab. Noch einmal atmete sie tief ein, legte das Stück Seife dann zurück und ging in ihre Kammer, um sich zu waschen und anzukleiden. Die ersten Lichtstrahlen des Tages drangen durch die kleinen Fenster. Noch schwach, doch es würde nicht mehr lange dauern, bis sie den Weg zum Rathaus einschlagen könnte, um dort die Bitte vorzutragen, die Büttel mit der Suche nach Lorenz zu beauftragen.

Nachdem sie aufgebrochen war, mahnte sie sich bei jedem ihrer Schritte selbst zur Ruhe. Obgleich sie sich Lena gegenüber so zuversichtlich gezeigt hatte, war es keineswegs sicher, dass man ihrer Bitte Gehör schenken würde. Zu viele Widrigkeiten trieben die Bürger Bremens in dieser Zeit um. Die Büttel hatten auch so schon genug zu tun, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein verschwundener Schuhmacher, der sich noch dazu selbst in Gefahr gebracht hatte, indem er die sicheren Stadtmauern verließ, würde wahrscheinlich nicht wichtig genug sein, um die wenigen verbliebenen Stadtbüttel nach

ihm suchen zu lassen. Mit gemischten Gefühlen betrat sie das Rathaus und traf sogleich auf einen Wachmann, der wahrscheinlich die Nachtwache im Gang übernommen hatte. Die Müdigkeit war ihm ins Gesicht geschrieben, und Margrite empfand Mitleid mit dem übernächtigten Kerl.

»Seid begrüßt. Ich bin die Bürgerin Margrite Schonau und möchte zum Stadtvogt.«

Der Wachmann straffte seinen Körper. »Der Stadtvogt ist noch nicht da. Kann ich Euch helfen?«

»Es geht um einen Neubürger, der verschwunden ist.«

»Hm, da ist in der Tat der Vogt gefragt. Ich könnte nach ihm schicken lassen, oder Ihr wartet, bis er kommt. Meist ist er dieser Tage recht früh im Haus.«

»Dann werde ich gern auf ihn warten, wenn es Euch nichts ausmacht.«

»Dort drüben stehen Bänke. Macht es Euch auf einer von ihnen bequem.«

Margrite nickte lächelnd und musterte ihn erneut. Er war ein gestandener Mann, etwa in ihrem Alter und trotz der frühen Stunde ausgesprochen höflich. Er hatte irgendetwas an sich, was ihr gefiel. Es war das erste Mal seit Anderlins Tod, dass sie einen Mann auf diese Weise betrachtete und dessen Vorzüge abwog. Zwar würde sie nicht so weit gehen, sich auf eine Plänkelei mit ihm einzulassen, doch es tat ihr gut, zu spüren, dass der Schmerz über den unsagbaren Verlust nach so vielen Jahren offensichtlich an Kraft verlor.

Sie hätte nicht sagen können, wie lange sie gewartet hatte, als ihr Blick auf das Eingangsportaal fiel, durch das in diesem Moment der Stadtvogt trat. Sofort stand sie auf und strich sich die Röcke glatt.

»Diese Bürgerin wünscht Euch zu sprechen, Vogt«, beschied ihm der Wachmann und begleitete ihn zu Margrite hinüber.

»Guten Morgen, Vogt. Mein Name ist Margrite Schonau. Ich bin Seifensiederin. Ein Neubürger, er ist Schuhmacher und heißt Lorenz, wird seit gestern vermisst.«

»Wartet Ihr schon lange auf mich? Warum habt Ihr nicht nach mir schicken lassen?« Er sah den Wachmann an.

»Ich wollte nicht, dass Ihr allzu früh gestört werdet«, wandte Margrite ein. »Euer Büttel hier bot mir sehr wohl an, nach Euch rufen zu lassen. Doch ich habe es abgelehnt.«

»Dann ist es ja gut. Begleitet mich in mein Schreibzimmer, Bürgerin. Dort werden wir alles Weitere besprechen.«

Margrite folgte ihm und beschrieb ihm, nachdem beide Platz genommen hatten, anhand der vagen Angaben, die Lena ihr gemacht hatte, was sie über das Verschwinden des Schuhmachers wusste.

»Ich hoffe, es steckt nicht das dahinter, was ich vermute«, murmelte der Vogt.

Seine Besucherin musste nicht erst fragen, was er damit meinte. Der dunkle Schatten, der derzeit über allen Neubürgern schwebte, war zu groß, um ihn nicht bemerkt zu haben.

»Und? Werdet Ihr nach ihm suchen lassen?«

»Das ist nicht so einfach.« Der Vogt stand auf, trat ans Schreibpult und legte seine gefalteten Hände darauf. »Wir haben kaum Leute. Viele gute Männer befinden sich in der Gefangenschaft des Feindes.«

Margrite presste die Lippen aufeinander.

»Aber ich werde schon ein paar Männer auftreiben, die nach dem Schuhmacher suchen. Wir werden die Neubürger nicht im Stich oder gar fallenlassen.«

Er fuhr mit den Armen durch die Luft. Seine letzte Bemerkung und Geste wirkte auf Margrite, als glaubte der Vogt, vor einer großen Menschenmenge zu sprechen. Sie stand nun ebenfalls auf.

»Ich danke Euch. Und glaubt mir, ich weiß, wie schwierig es für Euch ist, in diesen Zeiten Euren Aufgaben nachzukommen, obwohl Ihr kaum Hilfe habt. Umso mehr sollt Ihr Gottes Segen erfahren für Eure Taten.«

Der Vogt senkte den Kopf zum Dank, trat um das Schreibpult herum und öffnete ihr die Tür. »Ich werde eine Nachricht an des Schuhmachers Weib schicken lassen, sobald es etwas zu berichten gibt. Gebe der Herr, dass es keine schlechte Botschaft sein möge.«

»Gebe es der Herr«, wiederholte Margrite.

Vom Rathaus ging Margrite direkt zu dem Haus, in dem Lorenz und Lena mit ihren Kindern lebten. Kaum dass sie geklopft hatte, wurde die Tür auch schon aufgerissen.

»Margrite! Weißt du etwas Neues? Suchen die Büttel nach Lorenz?«

Die Seifensiederin trat ein und umarmte Lena. »Der Vogt hat mir zugesichert, dass sie sich auf die Suche nach ihm machen werden. Sobald sich etwas tut, schickt dir der Vogt eine Nachricht. Ich werde hier gemeinsam mit dir warten.«

»Ich danke dir so sehr!« Lenas Augen füllten sich mit Tränen.

Götz, mit seinen sieben Jahren der älteste Sohn des Schuhmacherpaares, trat aus der angrenzenden Kammer und rieb sich verschlafen die Augen.

»Tante Margrite?« Er trottete zu dem frühen Besuch und lehnte sich gegen die Hüfte der Seifensiederin. »Ich bin noch so müde.«

»Dann legst du dich am besten wieder hin, mein Kleiner. Ich habe sowieso noch etwas mit deiner Mutter zu besprechen. Und gib acht, dass du deine Geschwister nicht weckst.«

Ohne ein weiteres Wort trottete Götz die wenigen Schritte in die Kammer zurück und schloss die Tür hinter sich. Angestrengt lauschten die beiden Frauen einen Augenblick. Als kein Geräusch von der Schlafstatt zu ihnen nach draußen drang, bedeutete Lena Margrite mit einem Fingerzeig, ihr in die Arbeitskammer samt Herdstelle zu folgen.

»Was soll ich ihnen nur sagen, wenn sie wach werden?«

»Erst einmal gar nichts. Wenn sie nach Lorenz fragen, sagst du einfach, dass er etwas Wichtiges zu erledigen hatte.«

»Und was, wenn er nicht wiederkommt?« Lenas Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

»Daran darfst du nicht einmal denken.«

»Ich bemühe mich ja, aber der Gedanke kommt immer wieder. Ich habe solche Angst. Was soll denn dann aus uns werden?«

»Ganz ruhig. Erst einmal warten wir ab, welche Nachricht die Büttel bringen. Vielleicht kommt dein Lorenz ja schon im nächsten Moment zur Tür herein. Dann hast du dir vollkommen umsonst solche Sorgen gemacht.«

»Ach, wenn's doch nur so wäre.«

Die Stunden vergingen. Götz, Bruno und die kleine Jutte hatten bereits gefrühstückt und spielten nun draußen auf der Gasse. Mit der von ihrer Mutter gegebenen Erklärung, der Vater hätte etwas Dringendes zu erledigen, hatten sich die Kinder zufriedengegeben. Margrite bezweifelte zwar, dass sie Lenas bedrückte Stimmung nicht bemerkt hatten. Doch nur Götz zögerte kurz, als seine Mutter alle drei zum Spielen hinausschickte. Eine Weile stand er noch unter der Tür, unschlüssig, ob er noch einmal nachfragen sollte. Dann aber hatte auch er kehrtgemacht und war seinen kleineren Geschwistern nach draußen gefolgt.

Nervös spielte Lena mit ihren Fingern. Schon eine Weile hatten Margrite und sie kein Wort mehr gesprochen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken über Lorenz' mögliches Schicksal nach. Als es heftig an der Tür klopfte, setzte Lenas Herzschlag einen Augenblick lang aus.

»Lorenz!«

Sie sprang auf, stürmte zur Tür und riss sie rückartig auf. Zwei Männer standen ihr gegenüber. Lena sah flehend von einem zum anderen, unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen.

»Seid Ihr das Weib des Schuhmachers Lorenz?«

Sie nickte.

Der Größere der beiden wollte soeben etwas sagen, als Lena ihm ins Wort fiel.

»Ihr habt ihn gefunden, ja? Meinem Lorenz geht es gut, nicht wahr?« Sie blickte hastig zwischen den Männern hin und her. Ein hoffnungsvolles Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Margrite trat hinter ihr an die Tür. Ein einziger Blick in die Augen der Stadtbeauftragten genügte ihr, um zu wissen, welche Nachricht sie brachten. Mit einer fürsorglichen Geste umfasste sie Lenas Schultern.

Der Büttel, der Lena angesprochen hatte, trat von einem Fuß auf den anderen, die Augen starr auf seine Lederschuhe gerichtet. Er warf seinem Kameraden einen verstohlenen Seitenblick zu, mit dem er ihn aufforderte, das Wort zu ergreifen. Doch der andere schwieg.

»Es tut mir leid«, kam er nun doch selbst seiner Pflicht nach. »Wir haben Euren Mann gefunden.«

»Geht es ihm gut?«

Der Büttel kniff die Augen zusammen, warf einen verwirrten Blick auf Margrite und schüttelte dann langsam den Kopf.

»Du solltest jetzt ins Haus gehen, Lena. Ich werde alles Weitere hier klären.« Margrite verstärkte den Griff um Lenas Schultern und zog sie sanft zurück. »Komm, komm jetzt«, forderte sie mit leiser Stimme.

Stocksteif stand Lena da. Es war, als habe sie weder gehört noch verstanden, was der Mann und Margrite ihr gerade bedeutet hatten. Ganz im Gegenteil meinte sie nun:

»Aber ich muss warten. Sonst wird Lorenz sich wundern, wo ich bin, wenn er heimkommt.«

»Aber, habt Ihr denn nicht verstanden, was ...«

Margrite bedeutete dem Büttel mit einer Handbewegung, nicht weiterzusprechen.

»Komm, Lena. Geh hinein.« Margrite zog die Jüngere nun entschieden in die Diele und schob sie in die Arbeitskammer. »Setz dich dort hinein. Ich komme gleich.« Sie sah Lena in die Augen. Deren Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Verklärt, mit einer Art glückseligen Gleichmuts, blickte sie die Seifensiederin an.

»Sagst du Lorenz, dass die Kinder noch draußen spielen? Er hat sie heute ja noch gar nicht gesehen.«

Margrite lief ein kalter Schauer über den Rücken. Lena schien ihr vollkommen entrückt, fast schon wirr und nicht mehr von dieser Welt zu sein. Die Nachricht war anscheinend noch immer nicht zu ihr durchgedrungen, oder aber sie hatte sie einfach weit von sich fortgeschoben, weil sie sie nicht wahrhaben wollte.

»Setz dich und warte hier auf mich. Ich komme gleich wieder.« Margrite drehte sich um und ging die paar Schritte über den Flur bis zur geöffneten Eingangstür, an der die Büttel noch immer ausharrten.

»Ist alles mit ihr in Ordnung?« Der Büttel warf einen besorgten Blick in Richtung der Kammer.

»Gar nichts ist in Ordnung. Aber ich werde mich um sie kümmern«, versprach Margrite. »Wo habt Ihr ihren Mann gefunden?«

Wieder warf er seinem Kollegen einen Blick zu, der daraufhin zum ersten Mal das Wort ergriff. »Wir haben kaum nach ihm suchen müssen. Jemand hatte das, was von ihm übrig war, vor das geschlossene Stadttor gelegt. Die Wachen auf den Türmen haben nichts bemerkt. Es muss mitten in der Nacht geschehen sein, als nicht einmal der Mond genug Licht spendete, um etwas sehen zu können.«

»Wo ist der Leichnam jetzt?«

»Wir haben ihn zum Medikus in der Langenstraße gebracht. Zwar konnte niemand mehr etwas für ihn tun, doch hat der Vogt befohlen, ihn zunächst dort hinzubringen. Er wollte nicht, dass die Witwe ihren Mann in diesem Zustand sieht.« Er schluckte schwer. »Fürwahr, ein schöner Anblick war das nicht.«

Margrite fragte nicht nach, um sich selbst die genaueren Einzelheiten zu ersparen.

»Was kann ich dem Medikus sagen, wann der Leichnam abgeholt wird?«

»Sagt ihm, so schnell wie möglich.« Es klang ungehaltener, als Margrite es beabsichtigt hatte. »Verzeiht, aber ich muss mich nun um sie kümmern.« Sie deutete mit dem Kopf ins Innere des Hauses.

»Es tut uns leid, dass wir keine bessere Nachricht bringen konnten.«

Die unbeholfene Geste, mit der der Büttel die Worte vorbrachte, rührte Margrite. Sie lächelte, nickte ihnen zum Abschied zu und schloss dann zögernd die Tür.

Drinne lehnte sie sich einen Moment lang gegen das rauhe Türblatt. Die unterschiedlichsten Gedanken gingen ihr durch

den Kopf. Was sollte sie jetzt tun? Würde sie zu Lena durchdringen? Könnte sie sie trösten, und was sollte sie ihr sagen, wie es weiterginge? Sie wusste auf keine dieser Fragen eine Antwort, nahm jedoch all ihren Mut zusammen, stieß sich von der Tür ab und ging in die Arbeitskammer. Mit einem tiefen Seufzer betrat sie den Raum.